

BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w Sopocie

E 51981
613 II SN

1913

E 613 II SN

1913.

11. Bericht



Die Denkmalpflege

in der Provinz Westpreußen im Jahre 1913.

11. Bericht

an die Provinzialkommission zur Verwaltung der
westpreußischen Provinzialmuseen zu Danzig

erstattet von

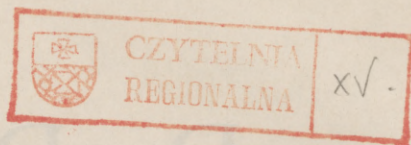
Bernh. Schmid
Provinzial-Konservator.



Danzig 1914.

1928:895

35506



51981

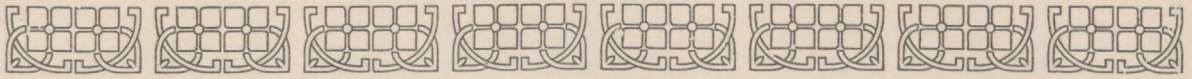
3243

1505

Druck von A. W. Kafemann G. m. b. H. in Danzig.

Die Druckstöcke der Abbildungen sind von Albert Frisch, Berlin W. 35, angefertigt.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck und Nachbildung verboten.



Im Jahre 1913 war die Arbeit in der westpreußischen Denkmalpflege recht rege. Neben zahlreichen kleineren Bauten wurden an drei großen Stadtkirchen, in Neumark, Neuenburg und in Thorn (St. Jakob) Wiederherstellungsarbeiten begonnen oder fortgeführt, ebenso an zwei wichtigen Profanbauten, dem altstädtischen Rathaus zu Danzig und dem Deutsch-Ordenshause zu Neuenburg. Die Berichterstattung hierüber kann zweckmäßig aber erst dann erfolgen, wenn alle Arbeiten beendet sind, was an den vier letztgenannten Baudenkmalern für 1914 zu erwarten ist. Der Hinweis hierauf muß daher heute genügen.

Wesentlich größer, von Jahr zu Jahr wachsend, ist die Zahl der Unternehmungen, die noch im Stadium der Vorbereitung sind, wobei die Mitarbeit des Provinzial-Konservators in erheblichem Umfange beansprucht wurde. Das Vorherrschen des landesherrlichen Kirchenpatronates oder einer fiskalischen Bauverpflichtung bedingte nach den geltenden Bestimmungen die regelmäßige Heranziehung des Provinzial-Konservators; aber auch Gemeinden und Private zogen ihn erfreulicherweise öfters zu Rate.

Was zum Abschluß gelangt ist, das bildet den Inhalt des nachstehenden Berichts. Neben die eigentliche Pflege bestehender Denkmäler stellt sich als ebenso wichtig das Ringen um die Erhaltung der gefährdeten. Deshalb sind in zwei Abschnitten über Dorfkirchen und über Glocken Vorkommnisse der letzten Jahre systematisch zusammengestellt. Möchten alle Gemeinden das zum Anlaß nehmen, die Bedeutung ihres eigenen Besitzes nicht gering einzuschätzen. Westpreußen hat durch die früheren Kriege maßlos viel eingebüßt und, abgesehen von ein paar Handelsstädten und Niederungsgebieten, nicht die Kraft gehabt, diese Verluste zu ersetzen. Dasjenige, was uns geblieben ist, gewinnt deshalb einen ganz besonderen Wert und dürfte nun nicht mehr verloren gehen. Staatliche und provinzielle Geldbeihilfen haben der Denkmalpflege wesentliche Förderung gebracht, es mag aber auch der Wunsch ausgesprochen werden, daß diese Beihilfen in erhöhtem Umfange künftig zur Verfügung ständen, um den wirtschaftlich stark belasteten Stadt- und Kirchengemeinden die Erfüllung dieser idealen Pflichten zu erleichtern.

Endlich ist dem Denkmalarhive ein besonderer Abschnitt gewidmet, da es in engem Zusammenhange steht mit der Tätigkeit des Denkmalpflegers und zugleich die Brücke bildet von dieser zur wissenschaftlichen Erforschung heimischer Kunstgeschichte:

Marienburg, 31. Dezember 1913.

Bernhard Schmid

Baurat und Provinzial-Konservator.

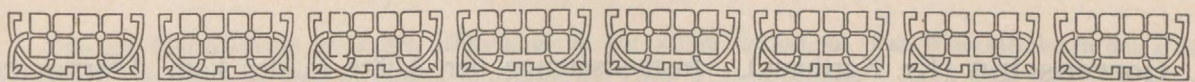
Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Altmünsterberg (Kr. Marienburg). Instandsetzung des Kirchendaches	5
2. Gorrenschin (Kr. Karthaus). Instandsetzung der Altäre in der kath. Pfarrkirche	6
3. Kelpin (Kr. Karthaus). Instandsetzung der Kirche	9
4. Konitz. Bauten an der kath. St. Johannis-Pfarrkirche	9
5. Marienburg. Umdeckung des Töpfertores	10
6. Rosenberg. Wiederherstellung der Turmkapelle	10
7. Tiegenghagen. Instandsetzung der kath. Pfarrkirche	12
8. Erhaltung alter Dorfkirchen	13
9. Erhaltung alter Kirchenglocken	17
10. Das Denkmalarchiv	19



Taufengel in Freystadt.

(Vergl. Jahresbericht 1912 Seite 12.)



1. Altmünsterberg (Kr. Marienburg). Instandsetzung des Kirchendaches.

Diese Kirche, ein Backsteinbau aus dem letzten Jahrzehnte des XIV. Jahrhunderts, veranschaulicht in sehr ansprechender Weise den Typus der späteren Kirchenbauten der Ordenszeit; sie ist ein ungegliederter Saalbau mit reichgeschmücktem Ostgiebel, der seit einem Sturme des Jahres 1818 nur der West-Turm fehlt.

In der Ausstattung birgt sie manche interessante Einzelheit, besonders an den Altären.

Leider hat die große Armut der Gemeinde schon seit Jahrzehnten jede größere Reparatur unmöglich gemacht. Infolgedessen befand sich das Dach in einem Zustande, der für die weitere Erhaltung des Bauwerkes anfangs gefährdend zu werden; ebenso war die vor ca. 60 Jahren erbaute Vorhalle total baufällig. Die Bereitstellung der Baukosten erfolgte erst nach mehrjährigen Verhandlungen durch ein Allerhöchstes Gnadengeschenk von rd. 1500 M. und durch eine Spende von 1000 M. seitens des Herrn Bischofs Augustinus von Ermland. Außerdem bewilligte die Königliche Regierung ihren Barbeitrag als Kirchenpatron.

Die Ausführung erfolgte im Sommer d. Js. durch das Königliche Hochbauamt Marienburg.

Das nicht gewölbte Gebäude hat eine ebene Decke, deren Dachstuhl mit dem ursprünglichen Bau gleichalterig und in alter Weise mit Kehlbalken, ohne Längsverband, gezimmert ist. Die Instandsetzung erstreckte sich auf die Sicherung der leider schon an vielen Stellen angefaulten Verbandhölzer, die z. T. ganz ausgewechselt werden mußten, und auf die Herstellung einer neuen Eindeckung; von den vorgefundenen Mönchen und Nonnen war etwa noch ein Drittel gut, im Übrigen mußte neues Material verwandt werden. Die Abdeckungen der Giebelstaffeln wurden ausgebessert und sodann für einen — bisher fehlenden — bequemen Zugang zum Dachboden gesorgt, um die Bauunterhaltung zu erleichtern.

Die Vorhalle mußte ganz abgetragen werden; sie wurde auf tieferen Fundamenten in dem alten Umfange wiederaufgebaut. Die aus dem XVIII. Jahrhundert stammende Bemalung der Kirchendecke, biblische Szenen und Heilige darstellend, wurde in Fehlstellen ergänzt.

Bei allen Arbeiten kam der Grundsatz „Erhalten, nicht ergänzen“ (*conserver, non restaurer*) zur Anwendung, wodurch dem Kirchlein der Reiz des Altertümlichen gewahrt blieb.



2. Gorrenschin (Kr. Karthaus). Instandsetzung der Altäre in der kath. Pfarrkirche.

Bereits im Jahre 1905 konnte von einem Erweiterungsbau dieser Kirche kurz berichtet werden; da sie in den Bau- und Kunstdenkmälern nicht erwähnt ist, so mag hier eine ausführlichere Beschreibung am Platze sein. Gorrenschin wird schon 1241 als Hauptort der Kastellanei Gorrenczin (Goranchino) in Pommerellen genannt, die sich bis Zuckau hin erstreckte. Im Jahre 1309 erwarb der Deutsche Ritterorden dieses Land; Gorrenschin findet sich dann in den Zinsbüchern des XV. Jahrhunderts als polnisches Lehnsgut im Kammeramt Berent der Vogtei Dirschau. Über die Gründung oder Bewidmung der Kirche fehlt es an urkundlichen Nachrichten, doch läßt sich ihr Vorhandensein im XIV. Jahrhundert aus mehreren Anzeichen schließen. Die Glocke mit dem Hochmeisterwappen hat daher als Beweisstück für das Alter der Kirche besondere Bedeutung.

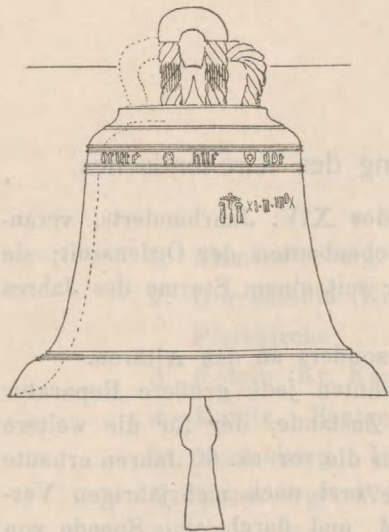


Abb. 1. Glocke in Gorrenschin.

Durch die Gründung des Karthäuser Klosters Marien-Paradies 1381—1382 erfuhren die kirchlichen Verhältnisse jener Gegend eine vollständige Umwälzung. Im Jahre 1466 kaufte das Kloster, das von Anfang an gut ausgestattet war, von den Edelen Matthias und Johannes von Gorrenczin die Dörfer Gorrenschin und Semlin¹⁾. Seitdem erscheint das Kloster auch im Besitze des Patronates, das wohl, wie in einigen benachbarten Kirchen direkt nachweisbar, ein Recht der Grundherrschaft war. 1583 wird die Kirche als eine „hölzerne nicht reparaturbedürftige, ungeweihte Kirche auf einem gut umzäunten Kirchhofe“ beschrieben; 1584 war sie wieder

konsekriert. Das Visitations-Protokoll von 1599 nennt sie „ecclesia lignea cum turri, tituli omnium Sanctorum“²⁾; sie gehörte zum Dekanat Mirchau des Archidiakonats Pommerellen. Diese alte Holzkirche wurde 1639 durch einen massiven Neubau ersetzt; eine außen am Presbyterium angebrachte Inschrift sagt:

„Haec ecclesia extructa est in honorem

„Sanctimae Trinitis et omnium sanc-

„trvm a fre. Casparo Cochelio

„Proc. Cartvsiae Trevirensi Anno

„1639 inchoata et perfecta.“

Mit diesem Bau wurde in die waldreichen Gebiete des inneren Pommerellens wohl zum ersten Male der Massivbau an kleineren Dorfkirchen eingeführt. Die Grundrißform ist einfach, als ungegliederter Saal mit dreiseitigem Abschluß; der Westfront ist ein Turm von 3,75 m Breite eingefügt, eine kleine Sakristei und eine Vorhalle lehnen sich an das Schiff an. Dieser Plan³⁾ entspricht durchaus den kleineren Dorfkirchen der Ordenszeit, aber es fehlen die Schmuckformen an den Portalen oder Giebeln, wenn man nicht die leise Schweifung des Turmhelmes als eine solche ansehen will. In dieser Schlichtheit liegt aber zugleich das Bodenständige, künstlerisch so Ansprechende: kein überladener Reichtum auswärtiger Architekturformen, wie sie das XIX. Jahrhundert liebte, drängt sich störend in das herbe Landschaftsbild des pommerellischen Landrückens, der hier im Kirchspiel seine höchsten Erhebungen hat.

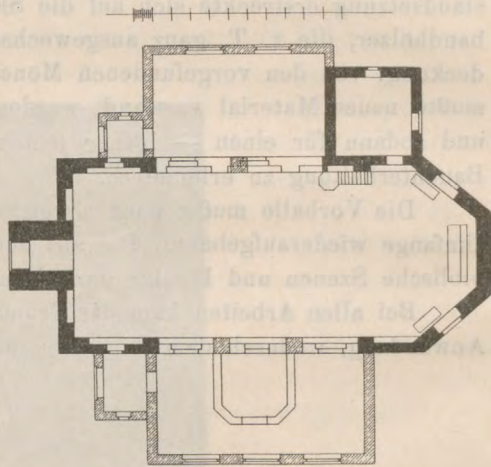


Abb. 2. Grundriß der Kirche in Gorrenschin nach der Erweiterung.

Maßstab 1:400.

Der einzige bildnerische Schmuck ist am Chore ein Reliefbild von rotem Kalkstein, das Kruzifix darstellend, vor dem der Erbauer der Kirche, Kaspar Cochel, kniet.

¹⁾ Staatsarchiv Danzig, Abt. 376 Nr. 108, Abschnitt I.

²⁾ Fontes I—III ed. Kujot. Toruni 1897—1899, pag. 27, 211, 471.

³⁾ Die Kirchen auf dem Spitzberge bei Karthaus, in Kelpin, Locken und Berent sind hiermit verwandt.

Bei der Erweiterung im Jahre 1905 kam es vor allem darauf an, das Wesentliche in der Planbildung zu erhalten und die Anbauten dem älteren Teile unterzuordnen. Es wurde dies durch den Anbau eines Querschiffes erreicht, so daß jetzt ein kreuzförmiger Grundriß besteht; s. Abb. 2.

Die innere Ausstattung enthält noch zwei gotische Stücke, die schon erwähnte Glocke¹⁾ mit dem Hochmeisterwappen aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts, s. Abb. 1, und eine aus Holz geschnittene Madonnenfigur aus der Zeit um 1500. Alles andere gehört dem XVII. und XVIII. Jahrhundert an. Das bedeutendste Stück ist der Hochaltar, Abb. 3; seine elegant durchgebildeten Renaissanceformen erinnern auffallend an den Marienaltar von 1623 in der Pelpliner Kathedrale²⁾. Die Bilder stellen im Hauptteil eine Kreuzigung dar, im Aufsatz die Mater dolorosa, umgeben von weiblichen Heiligen, von denen St. Apollonia, Ursula, Caecilia und Ottilia besonders kenntlich sind. In der Predella ist eine inhaltlich noch nicht ganz aufgeklärte Legende aus der Geschichte des Karthäuser-Ordens dargestellt, offenbar das Martyrium mehrerer Mönche³⁾. Am Kreuzigungsbilde ist die große Zahl der unter dem Kreuze Versammelten bemerkenswert; in der Mitte am Kreuzestamm stehen Petrus und Johannes der Täufer, seitlich die Heiligen Sebastian und Dionysius, sodann rechts der Papst mit einer Schar von Bischöfen und Klerikern, links der König mit Rittern und Edelen. Vor diesen allen kniet am Kreuze barhäuptig ein Edelmann, offenbar der Stifter. Das vor ihm befindliche Wappen Ogończyk und die ungefähre Zeitstellung des Altars lassen vermuten, daß Paul Działyński⁴⁾, geb. 1594, gest. 17. Juli 1643, Hauptmann von Brattian, Schöneck usw. und, von 1630 an bis zu seinem Tode, Wojewode von Pommerellen, der Stifter war. Sein frommer Eifer für die römisch-katholische Kirche wird in den Quellen besonders gerühmt. Der hier dargestellte König, unzweifelhaft der polnische, hat nahezu weißen Bart und Gesichtszüge der sechziger Lebensjahre. An Wladislaus IV., geb. 1597, kann man dabei kaum denken, da er selbst im Todesjahre Działyńskis noch nicht das diesem Bilde entsprechende Alter hatte. Dagegen passen die Daten Siegismond III. gut hierzu, der 1565 oder 1566 geboren wurde und am 30. April 1632 starb. Der Altar mußte also innerhalb der Jahre 1630—1632 gestiftet sein; der hier dargestellte Papst wäre dann Urban VIII. a. d. H. Barberini. Da in der Kirche noch ein von einem Mönch gestiftetes Bild der Marienkrönung hängt, das mit der Zahl 1632 bezeichnet ist, so gewinnt jene Datierung an Wahrscheinlichkeit. Die Bilder sind gut gemalt, in der Gesichtsbildung etwas gleichförmig, aber sonst in der Zeichnung und Komposition sicher. Der Christuskörper, oder die Porträtköpfe Siegismonds III. und des Stifters sind sehr gut durchgebildet. Irgend ein Monogramm oder Künstlerzeichen war leider nicht zu entdecken trotz sorgfältigstem Suchen. Der Stil der Bilder und besonders das Einfügen zeitgenössischer Personen weist uns auf die Werkstatt des Danziger Malers Hermann Hahn⁵⁾ hin, der zwar schon 1628 starb, dessen Einfluß aber wohl auch bei seinen Söhnen Hermann und Gerhard und seinem Schwiegersohn Hans Peterhacke wirksam blieb.

Im Jahre 1910 beantragte der Kirchenvorstand die malerische Instandsetzung des Hochaltars und der anderen Ausstattungsstücke, die in den Jahren 1912 und 1913 zur Ausführung kam. Neben äußeren Schäden, am Schnitzwerk, waren sämtliche Stücke in späterer Zeit überstrichen, z. T. mehrfach, und dadurch in ihrer künstlerischen Wirkung verändert und herabgesetzt. Der Provinzial-Konservator forderte daher im Interesse der Denkmalpflege die Wiederherstellung der jeweilig ersten Bemalung nach vorheriger gründlicher Befund-Untersuchung.

Der Hochaltar war zuletzt weiß angestrichen. Als Grundfarbe erwies sich aber ein kräftiges Rot, mit reicher Polimentvergoldung in den Ornamenten, sowie grün und rot lasiertem Silber auf

1) Zeitschrift des Westpr. Geschichtsvereins, Heft 53. Danzig 1911. S. 96.

2) B. u. K. D. I. Heft 3, Beilage 7.

3) Der Prior Georg Schwengel berichtet von der Plünderung seines Klosters durch die Häretiker im Jahre 1524, wobei die Mönche harten Foltern ausgesetzt waren; ferner wurden 1535, 1537 und 1541 zahlreiche Brüder der Londoner Karthause auf Befehl des Königs Heinrich VIII. von England hingerichtet, z. T. durch den Strang; auch in Roermund wurden 1572 von den Geusen zwölf Karthäuser getötet (Abt. 300 H, q, Tt. Nr. 6 des Staatsarchivs Danzig, Apparatus ad annales S. Ordinis Cartusienensis . . . 1753). Vielleicht sollten diese Glaubenskämpfe hier dargestellt werden.

4) Bär, Die Behördenverfassung in Westpreußen seit der Ordenszeit. Danzig 1912. Seite 360. Vergl. über Dz. noch: Semrau, Beiträge zur Geschichte der Stadt Neumark, Marienwerder 1893, S. 31, 39, und Niesiecki, herbarz polski, herausgegeben von Bobrowicz. Leipzig 1839. III. S. 451.

5) Vergl. Mitteilungen des Westpr. Geschichtsvereins, Jahrgang 9. Danzig 1910. S. 27 u. ff. Aufsatz von Fr. Schultz.

kleineren Zierstücken und Gehängen. Die drei auf Eichenholz gemalten Ölbilder bedurften wegen ihres künstlerischen Wertes einer besonders sorgsamten Behandlung. Wenn auch ihr Zustand, bis auf das Predellenbild und kleinere Fehlstellen der anderen, gut war, so litten sie doch unter einer dicken Schicht älteren Firnisses, der vielfach gerissen war und eine Trübung der vollen Farben herbeigeführt hatte. Diese Firnissschicht setzte der Entfernung starken Widerstand entgegen und es bedurfte einer langwierigen, vorsichtigen Behandlung nach dem Pettenkoferschen Verfahren, um die eigentliche Farbschicht unbeschädigt freizulegen. — Die beiden Nebentaltäre, die früher unmittelbar am Hochaltar standen, wurden jetzt an die Ostwand der neuen Seitenschiffe gestellt; sie sind der Jungfrau Maria und der hl. Dreieinigkeit geweiht und wurden von dem Pfarrer Nikolaus Muchowski (1731—1756) beschafft. Nach Aufzeichnungen im Kirchenbuch (*metrica*) von 1693 wurde 1735 der Marienaltar bemalt, vorwiegend durch eine Spende des Bauern Paul Magula in Schlawkau, und 1737 der Dreifaltigkeitsaltar, wozu der Karthäuser Prior Georg Schwengel 100 Gulden gab. Theophilus Sikorski auf Fitschkau stiftete 1737 die Hauptbilder für diese beiden Altäre. Bemerkenswert ist das Hauptbild des Marienaltars, eine freie Kopie nach A. van Dycks „Maria mit dem Jesuskind“, Nr. 826 der Königlichen Älteren Pinakothek zu München. Der Johannesknabe ist fortgelassen und Kopfhaltung und Blick der Maria sind nach oben gerichtet, wo ein Engel sichtbar ist. Die Haltung der Mutter, die Säule im Hintergrund und vor allem die Stellung des Kindes entsprechen aber genau der Vorlage, die wohl durch einen Kupferstich zur Kenntnis des Malers gelangte. Der architektonische Aufbau, einfacher wie am Hochaltar, zeigt die Stilformen der Régence; die Grundfarbe der Bemalung ist hier schwarz, die Ornamente sind vergoldet, und die Figuren versilbert mit farbigen Lasuren. Für die Instandsetzung der Bilder gilt auch das oben beim Hochaltar Gesagte.

Zwei weitere Nebentaltäre, St. Rochus und Johann v. Nepomuk, die ausgesprochene Rokokoformen zeigen, sind in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts gestiftet. Im Visitations-Protokoll von 1766 fehlen sie noch. Als Stifter des Rochusaltars erweist sich durch das dort angebrachte Wappen Ostoja der Landrichter Anton von Ostau-Lniski auf Borzestowo und Brodnitz, geb. 1717, gest. 1805. Diese beiden Altäre waren noch nicht überstrichen, aber die alte Bemalung, weiß und gold, war sehr brüchig geworden und an zahlreichen Stellen abgesprungen. Es mußte daher die gesamte Schnitzerei neu bemalt werden, unter Beibehaltung der bisherigen Farben.

Endlich war noch die 1704 errichtete Kanzel instand zu setzen, die mit ihren gedrehten Ecksäulchen, und den Reliefbildern der Evangelisten sich an die landesüblichen Formen jener Zeit hält. Die alte Farbenverteilung war hier blau mit farbig lasiertem Silber und wurde gemäß dem Befunde auch hergestellt.

Angesichts dieser zahlreichen und wertvollen Ausstattungsstücke mußten die Wände und Decken einfach behandelt werden, zumal hier, abgesehen von der Umrahmung eines Wandtabernakels, alte Bemalungsreste nicht vorgefunden waren. Im Presbyterium, wo das Mauerwerk in Wandnischen aufgelöst ist, konnte die architektonische Gliederung noch durch aufgemalte Pilaster betont werden, im Schiff fehlt auch dieses, und nur die Hauptflächen, Wandsockel, obere Wand und Decke wurden durch verschiedenfarbige Behandlung von einander losgelöst. Die Bänke und Emporen erhielten in Anlehnung an die Kanzel den in Landkirchen beliebten stumpfblauen Anstrich.

Durch die strenge Beobachtung des geschichtlichen Befundes wurden die Altäre in ihrer Wirkung gehoben und zu einem anheimelnden Gesamtbilde zusammengeschlossen. Gegenüber handwerkerlichem Stümpertum oder der rücksichtslosen Neuerungssucht moderner Künstler, die beide oft anzutreffen sind, ist die hier ausgeführte farbige Ausstattung besonders erfreulich. Die Denkmalpflege will ja nur das wertvolle Alte erhalten, unserem Verständnis näher rücken und zur rechten Geltung bringen.

Die Bauleitung sämtlicher Arbeiten hatte der Regierungsbaumeister Winkler, Vorstand des Königl. Hochbauamts Karthaus; die Ausführung der Malerarbeit lag in den Händen des Malers Artur Fahlberg aus Friedrichshagen.

Lit.: Zeitschrift des hist. Ver. f. d. Reg.-Bez. Marienwerder 21. Marienwerder 1887. Seite 27 ff.

Schwengel, ad historiam ecclesiasticam Pomeraniae apparatus pauper . . . ed. Czapl. (Fontes Societatis literariae Torunensis). Toruni 1912. 1913. pag. 231 et sequ.

Die Denkmalpflege in Westpreußen 1913.



Brillowski phot.

Abb. 3. Hochaltar der kath. Pfarrkirche in Gorrenschin (Kr. Karthaus).

Die Denkmalpflege in Westpreußen 1913.

Pfarrkirche zu Gorrenschein (Kr. Karthaus).



Fahlberg phot.

Oberes Bild und Predella des Hochaltars.

St. Bruno vom Marienaltar.

St. Antonius vom Dreifaltigkeitsaltar

Abbildung 4.



Hauptbild des Hochaltars.
Abbildung 5.

Die Denkmalpflege in Westpreußen 1913.



K. Müller phot.

Abb. 7. Töpferort in Marienburg.

3. Kelpin (Kr. Karthaus). Instandsetzung der Kirche.

Gleich der Gorrenschiner Kirche ist auch ihre Filiale zu Kelpin bisher in der heimatkundlichen Literatur wenig oder gar nicht beachtet. Kelpin, ein altes polnisches Lehnsgut der Vogtei Dirschau, das aber schon 1357 kulmisches Recht erhalten hatte, gehört zu den Gütern, die Johann von Russoszin 1380 dem neu zu begründenden Karthäuser Kloster überwies. Am 21. Oktober 1391 begründete der Prior und Konvent des Klosters eine Pfarrkirche in Kelpin und bewidmeten sie mit drei Hufen für den Pfarrer. Bald nach dem Erwerbe von Gorrenschin, der 1466 erfolgte, vereinigte das Kloster beide Pfarrkirchen (1486). Im Jahre 1583 stand hier noch die alte, bereits baufällige Holzkirche. Den jetzt stehenden, aus Ziegeln aufgeführten Bau ließ das Kloster 1646—1647 zur Zeit des Priors Philipp Bolmann errichten. Die Grundrißanlage und der ganze Stilcharakter gleichen der Gorrenschiner Kirche, doch ist die Kelpiner kleiner und bescheidener. Der Schwerpunkt der künstlerischen Ausstattung liegt auch hier in den Altären.

Die im Herbst 1912 begonnenen und 1913 beendeten Arbeiten umfaßten zunächst die Ausmalung des Kirchenraumes, die ähnlich wie in Gorrenschin in einfacher Weise durchgeführt wurde. Für die Fensterbekrönung, für die Balken und die Zwischenfelder der Kirchendecke fanden sich alte aus dem Jahre 1772 stammende Reste vor, die wiederhergestellt wurden.

Der Hochaltar, ein elegantes Architekturstück im französischen Geschmack aus der Zeit um 1700, erhielt nach Beseitigung des neueren Anstrichs die alte Bemalung in Hellblau mit Gold und Silber. Der Margarethenaltar, der ungefähr aus der Erbauungszeit der Kirche (1647) stammt, hatte unter der Tünche einen alten grünen Grundton, gleichfalls mit Gold und Silber kombiniert, und wurde so hergestellt.

Für die Neubemalung der übrigen Ausstattungsstücke, die teils aus dem XVIII. Jahrhundert stammen (Kanzel), teils aus dem XIX., wurde das am Hochaltar vorgefundene Blau als bestimmend für die neue Färbung angesehen.

Die Arbeiten unterstanden der Leitung des Regierungs-Baumeisters Winkler-Karthaus und wurden durch den Maler Fahlberg-Friedrichshagen ausgeführt.

4. Konitz. Bauten an der katholischen St. Johannis-Pfarrkirche.

Bereits vor sieben Jahren erfolgte eine Wiederherstellung des westlichen Turmportales, über die im Jahresbericht für 1906, Seite 8, berichtet worden ist. Im Laufe der Jahre stellte sich nun das Bedürfnis nach weiteren Instandsetzungen und Verbesserungen heraus, die jetzt nach längeren Vorarbeiten zur Ausführung gelangt sind. Es handelte sich zunächst um die Vermehrung der Sitzplätze. Da Anbauten an das vorhandene Gebäude aus verschiedenen Gründen nicht in Frage kamen, so entschloß man sich zu einer Vergrößerung der Orgelbühne. In die beiden hohen Seitenkapellen neben dem Turme, die sich an die Seitenschiffe anschließen, wurden neue Emporen eingebaut, und von der alten Empore vor dem Turm wurde die Brüstung um einige Meter vorgeschoben. Diese Brüstung war nach dem Brande von 1733 mit zierlichen Rokoko-Balustern auf geschwungener Grundriß-Linie errichtet und gab der Empore durch ihre geringe Masse einen leichten, den Kirchenraum nicht einengenden Eindruck. Es lag daher im Interesse der Denkmalpflege, diese Eigenart der Empore zu erhalten. Die Vergrößerung wurde daher auf das Mittelschiff beschränkt und bezüglich der Größe erst nach Einbau eines Modell-Gerüsts festgesetzt. Anschlußgalerien vermitteln den Verkehr mit den Emporen in den Seitenkapellen. Letztere erhielten geschlossene Brüstungen nach Motiven des XVIII. Jahrhunderts, während vor der Orgel das alte Brüstungsgeländer wiederbenutzt wurde.

Zur Verbesserung der Ausgangsverhältnisse wurde in das erste Joch der Nordfront neben dem Turm ein neues Portal eingebrochen. Unter Vermeidung gotischer Formen wurde es mit einem Korbbogen überwölbt, so daß es sich gegenüber dem alten Westportal sofort als neuere Zutat kennzeichnet.

Sodann wurden sämtliche Fenster im Schiffe instand gesetzt und die vermauerten in den Seitenkapellen des Turmes wieder geöffnet. Von Interesse waren hierbei die aus Formziegeln zusammen-

gestellten Maßwerksgebilde, die an ähnliche Fenster in der Marienkirche zu Thorn erinnern. Als Pfostenstein fand sich vorwiegend das übliche, mit Rundstab und Kehle gegliederte Profil vor, daneben aber auch in der Südfront ein Pfosten mit schwach gekehlter Schräge. Die unregelmäßige Art der Ausführung verriet den späteren Einbau dieser Maßwerke, ebenso zeigten sich Spuren von nachträglichen Reparaturen. Nach dem Visitationsprotokoll von 1619 (Fontes XI—XV, pag. 148) waren damals die Schiffsfenster äußerst reparaturbedürftig, während der Chor schon renoviert war und neue Fenster hatte. Die 1653 noch vorhandenen Gewölbe gingen erst 1657 zu Grunde. Hiernach muß man die Erneuerung der Schiffsfenster in die Zeit nach 1619 ansetzen; 1657 und 1733 erfolgten nach den Bränden wohl nur Ausbesserungen. Als Beispiel für das lange Fortleben gotischer Überlieferung haben diese Ziegelmaßwerke daher baugeschichtliches Interesse. Sie wurden genau nach Befund, jedoch mit neuen Formsteinen, wieder aufgeführt. Die noch brauchbaren, nicht zu sehr verhaunenen, alten Steine wurden sämtlich in den Pfosten und Maßwerken eines Fensters der Nordfront wiederverwandt.

Die Leitung aller Bauarbeiten hatte Herr Regierungs-Baumeister Schreck, Vorstand des Königl. Hochbauamts I.

Lit.: Bau- u. Kunstdenkmäler I, 369.

5. Marienburg. Umdeckung des Töpfertores.

Die Eindeckung des Daches auf diesem Bauwerke war in letzter Zeit so schadhafte geworden, daß durch herabstürzende Pfannen schon mehrfach Schäden an den Nachbargebäuden angerichtet wurden. Der Magistrat ließ daher schon 1912 ein Schutzgerüst bauen und beschloß dann die Instandsetzung, die im August 1913 unter Leitung des Berichterstatters zur Ausführung kam.

Bei der Untersuchung des Gebäudes erwies sich der aus dem XIV. Jahrhundert stammende Kiefern-Dachstuhl noch als durchaus gesund und auch die Unterpfannen (Nonnen) lagen noch so fest im Verstrich, daß man von ihrer Umlegung absehen konnte, wodurch eine namhafte Kostenersparnis möglich wurde. Die Umdeckung beschränkte sich daher auf das Aufbringen neuer Oberpfannen (Mönche). Sodann wurde das Innere durch Leitern und teilweise Wiederherstellung der Balkenlagen wieder bis oben hin zugänglich gemacht, um so die Kontrolle des Baues zu erleichtern.

Das Töpfertor ist um das Jahr 1340 herum erbaut im Zuge der Stadtmauer, die sich der von Dietrich von Altenburg erbauten Schloß-Ringmauer anfügt. Gleich dem Marientore gehört es noch zu jener älteren Gruppe von Torbauten, mit den über die Durchfahrt gebauten Türmen. Das Äußere zeichnet sich durch besonders schöne und klare Gliederung vor den meisten anderen Tortürmen Westpreußens aus und ist zwar vom Alter geschwärzt, aber in allen wesentlichen Teilen gut erhalten. Es verdient somit ganz besonders die Fürsorge der Denkmalpflege. Zu den auf 1500 M. veranschlagten Baukosten trugen deshalb der Herr Minister und die Provinz je ein Drittel bei, während der Rest der Kosten von der Stadtgemeinde übernommen wurde.

Lit.: Schmid, Denkmalpflege in Westpreußen 1804—1910. Danzig 1910. S. 25.

6. Rosenberg (Kr. Rosenberg). Wiederherstellung der Turmkapelle.

Im vergangenen Jahre wurden von der Kirchengemeinde zwei an der Nordseite der Kirche gelegene Gewölbe als Leichenhalle eingerichtet. Dieser Umbau ist deshalb von Interesse, weil hierbei einige seit Jahrzehnten vermauerte, noch ganz unerforschte Räume untersucht werden konnten. Hierbei zeigte sich, daß die Turmhalle ein hoher, gewölbter Raum von 3,75 : 4,05 m Grundfläche ist; das Kreuzgewölbe stützt sich auf schön gezeichnete Birnstab-Rippen, die ohne Kragsteine aus den Ecken hervorkommen. In dem später zugesetzten Westfenster von 1,28 m Lichtweite fand sich noch der ursprüngliche Eichenpfosten, 8 : 14,5 cm stark, der vorn abgefast ist und hinten die Schlitz für Querstücke von rd. 60 cm Abstand und die Falze für die Rahmen hat. Mit der Kirche stand sie durch eine 1,09 m weite Tür in Verbindung, während die Ostwand in einen 2,37 m breiten Bogen

aufgelöst ist. Hieraus ergibt sich, daß die Turmhalle von jeher mit dem Nachbarraum zusammen einem gemeinsamen Zweck diene.

Dieser zweite Raum, 4,15 : 4,55 m groß, ist etwas niedriger als der vorige, mit einem scharfgratigen Kreuzgewölbe überdeckt und stand durch einen 2,90 m weiten Bogen mit der Kirche in Verbindung. Die Nordwand enthielt anscheinend das Fenster und eine Wandnische, die Ostwand war in alter Zeit ohne Durchbrechungen. Unzweifelhaft haben wir hier die im Visitations-Protokoll¹⁾ von 1543 erwähnte Kapelle. Da in Rosenberg das pomesanische Domkapitel einen Hof hatte, so ist diese Bereicherung des Pfarrkirchen-Grundrisses nicht verwunderlich. Unter dem östlichen Raume fand sich ein altes Tonnengewölbe — vielleicht die Domherrn-Gruft. Jedenfalls zeigte sich jetzt die ganze Turmhalle mit Särgen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts vollgestapelt, während das Erdgewölbe unter der Kapelle verschüttet war. Nach der Säkularisation des Bistums war Theophil d. J. von Polentz der erste seines Geschlechts, der hier dauernd residierte. Aus seiner Zeit stammen wohl die Bruchstücke eines großartigen Terrakotta-Epitaphs oder Altars, die jetzt gefunden wurden, darunter einige sehr schön modellierte Gliedmaßen und Körper von Engeln; ferner eine hölzerne Helmzier des Kreytzschen Wappens von einem Epitaph seiner Ehefrau Elisabeth, geb. v. Kreytzen. Theophil starb vor 1631, hat sich also Anfang des XVII. Jahrhunderts diese Kapelle neu eingerichtet. Die Umrißlinie eines Epitaphs zeichnete sich jetzt noch auf dem Putz der Ostwand ab. 1671 kaufte die Familie Schack v. Wittenau Rosenberg und von ihr rühren auch die durch Inschrift beglaubigten Särge her. In der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts erfolgte wohl die Vermauerung der Kapelle nach der Kirche hin.

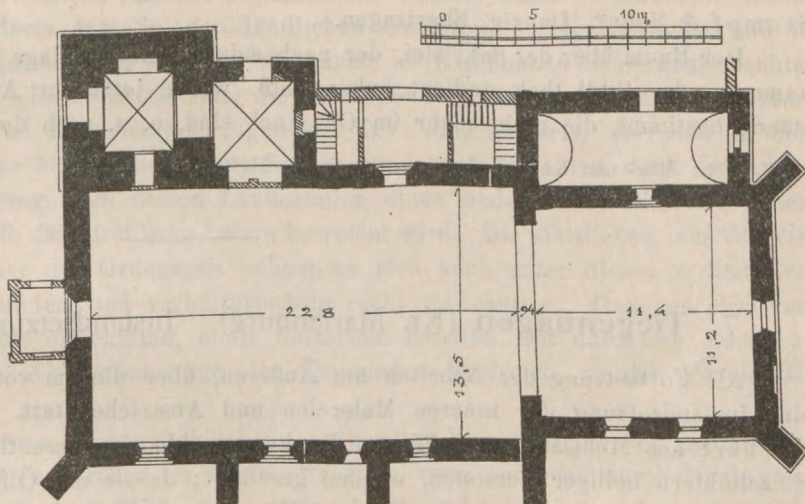


Abb. 8. Grundriß der ev. Pfarrkirche in Rosenberg.

M. 1:400.

Bei dem jetzigen Bau mußte der Abschluß zur Kirche hin bestehen bleiben und eine Tür in der Kapellen-Nordwand angelegt werden, die hier schon Mauerwerk aus neuerer Zeit zeigte. Im übrigen blieb die ganze Anlage unverändert und man konnte sich auf die Ausbesserung des Putzes und das Legen eines neuen Fliesenbelages beschränken. Das Turmfenster wurde genau in der Konstruktion ausgeführt, wie sie dem alten Pfosten entsprach.

Die Särge wurden in das Gewölbe unter dem östlichen Raum herabgelassen und dort vorsichtig gestapelt, im ganzen 10 große und 7 Kindersärge; jede Untersuchung ihres Inhalts unterblieb. Auf den Sargschildern befanden sich folgende Inschriften:

1. Margareta Schackin v. Wittenau Gebörne Von der Osten Genandt Sackin G. 1636 D. 25. Jan. G. 1705 D. 12. Feb.
2. Wilhelm Albrecht Schack von Wittenau Sr. Königl. Mai. in Dannemarek und Norwegen wohl bestalter General Maior und Oberster dero Leib Garde zu Fus Erb Herr der Rounberg (sic!) Balau Stangenberg Lautensnschen Gitter ist gebo. d. 10. Ap. MDCLXVIII gestorb. d. 22. Mey MDCCXXXI.
3. Henrietta Sybilla Des heil. Röm. Reichs: Erb truchsessin • Graefin zu Waldburg verw. General Maiorin Schaken v. Wittenau Erb Frau d. Rosenberg Bahlau Stangenberg Lautenseeschen Gütter ist Geb. d. 24. Juli MDCLXXXV Gestorb. d. 31. Julii MDCCXXXVI.

Außerdem waren auch Schilder mit dem Schackschen und Waldburgschen Wappen vorhanden.

¹⁾ Staatsarchiv Königsberg, Foliant 1275 „1 becken, das hieng in der Capelle“. Becken ist wohl soviel als Lavacrum.

Die Ausführung dieses Umbaues, dessen Kosten die Kirchengemeinde bestritt, war dem Maurermeister C. Hanne in Rosenberg übertragen. Die Kosten einer Steinplatte zum Verschuß des Grabgewölbes spendete die Familie Schach von Wittenau.

Gleichzeitig ließ die Gemeinde auf Anregung des Pfarrers Bamberg ihre älteren, geschichtlich wertvollen Silbersachen, die z. T. in Vergessenheit geraten waren, instandsetzen; es sind dies:

1. ein 26 cm hoher Kelch des noch nicht ermittelten Meisters L G, mit reicher Ornamentierung am Fuß und Knauf, bezeichnet 1601;
2. eine Patene, bezeichnet: 1601

A. v. P.

Beide Stücke sind also eine Stiftung Alexanders von Polentz auf Langenau;

3. die Weinkanne, 25,5 cm hoch, eine Stiftung von „Wilhelm Albrecht Schack von Wittenau, Henriette Sibille d. Heyl. Röm. Reichs Erb-Trouches Gräfin zu Waldburg.“

Das Stück trägt den Danziger Stadtstempel, die Marke des Ältermanns Johann Joede vom Jahre 1733 und als Meisterzeichen P. T. im Herz.

Die Instandsetzung der Geräte war Herrn Hofjuwelier Erich Stumpf, in Firma „Moritz Stumpf & Sohn“, Danzig, übertragen.

Der Raum über der Sakristei, der nach seiner ganzen Anlage schon in alter Zeit als Paramenten-kammer oder Bibliothek gedient haben muß, wurde jetzt zur Aufbewahrung aller älteren Gegenstände bestimmt, die nicht mehr im Gebrauch sind, u. a. auch der obengenannten Terrakotten.

Lit.: Bau- und Kunstdenkmäler. Band III, Heft 12, Seite 202.

7. Tiegenhagen (Kr. Marienburg). Instandsetzung der kath. Pfarrkirche.

Als Fortsetzung der Arbeiten am Äußeren, über die im vorigen Jahre berichtet wurde, fand eine Instandsetzung der inneren Malereien und Anstriche statt. Die um 1750 von einem Maler Wichert aus Mehlsack ausgeführten Deckengemälde, im wesentlichen eine Aneinanderreihung von Einzelbildern heiliger Personen, wurden gereinigt; da sie mit Ölfarben gemalt waren, so haben sie sich gut gehalten und bedurften keiner Ergänzung. An den Wänden wurden unter der Tünche ältere Malereien aufgefunden, und zwar auf der Nordwand ein jüngstes Gericht aus dem XVII. Jahrhundert und auf der Ostwand eine Kreuzigung des XIV. Jahrhunderts. Letztere bietet besonderes Interesse. Sie enthält rechts vom Heiland die Ekklesia, auf dem Tetramorph reitend, links die Synagoge auf dem Esel. An drei Kreuzesenden sieht man die Hände Gottes, die Kirche segnend, die Jüdin tötend und die Pforten der Hölle sprengend: also das Kreuz von Volterra. Das Gemälde, das in dem 14. demnächst erscheinenden Hefte der Bau- und Kunstdenkmäler abgebildet werden soll, erhält noch zahlreiche Einzelmotive symbolischer Art und erinnert in seinem Thema an ein Bild im „hortus deliciarum“ der Herrad von Landsberg. Seine Entstehung fällt hier in die zweite Hälfte des XIV. Jahrhunderts.

Erfreulicherweise kam das Bild unter der Tünche ohne Lücken zum Vorschein; zerstört war nur der obere Kreuzesteil mit der vierten Hand. Die Freskofarben waren durch den Kalk in der Tünche etwas ausgezogen, sonst aber gut erhalten. Da ein großer Hochaltaufsatz des XVIII. Jahrhunderts vor der Ostwand steht, so war irgend eine Ausbesserung aus kirchlichen Gründen nicht nötig. Das Bild wurde daher so belassen, wie es zu Tage kam und ist somit eins der wenigen nicht restaurierten Wandbilder Westpreußens aus dem Mittelalter. Neben den jüngsten Funden in St. Jakob zu Thorn, in Neuenburg und in Okonin (Kr. Graudenz) ist dieses Bild wieder ein unerwarteter und wertvoller Beitrag zur Kenntnis der heimischen bildenden Kunst zur Ordenszeit.



8. Erhaltung alter Dorfkirchen.

In der Tätigkeit des Denkmalpflegers beansprucht die Fürsorge für die Erhaltung der Dorfkirchen ganz besonderen Aufwand an Zeit und Arbeitskraft. Das Bewußtsein von dem künstlerischen und geschichtlichen Werte dieser Bauwerke und ihrem mächtigen Eindruck auf das Gemüt des Kirchgängers ist jetzt wohl allenthalben verbreitet. Auch in der Literatur finden sie jetzt besondere Beachtung; es sei nur auf die Zeitschrift „Die Dorfkirche“, auf das Grunersche Buch „Die Dorfkirche im Königreich Sachsen“ (Leipzig 1904), und Robert Mielkes jüngst erschienenes Werk „Die Dorfkirche“ hingewiesen. In dem bei A. W. Kafemann (Danzig 1912) erschienenen heimatkundlichen Lesebuche „Die Provinz Westpreußen in Wort und Bild“ hat der Schreiber dieser Zeilen über „Die westpreußische Dorfkirche“ in längerem Aufsätze berichtet.

Allen diesen Bestrebungen steht aber das unabweisbare kirchliche Bedürfnis gegenüber, die Forderung, möglichst für alle Gemeindeglieder in sparsamer Bauart Platz zu schaffen.

Westpreußen ist hiernach vielleicht schlimmer daran als manche seiner Nachbarprovinzen. Seit dem Ende des XV. Jahrhunderts trat in den ländlichen Gebieten, im Kulmerlande und in Pommerellen, ein Stillstand der Kulturarbeit ein, der sich auch im Kirchenbau bemerkbar machte. Alte Pfarreien aus der Ordenszeit gingen zu Grunde, die Kirchspiele wurden zwar räumlich größer, an Seelenzahl nach den furchtbaren Kriegsverheerungen des XV. Jahrhunderts, die sich in den Schwedenkriegen wiederholten, aber kleiner. Erst die letzten hundert Jahre haben dank der unablässigen Fürsorge der Staatsregierung auch diesen Landesteilen einen bedeutenden wirtschaftlichen Aufschwung gebracht, von dem auch das kirchliche Leben betroffen wird. Die stattlichen, aus Ziegeln oder Granitsteinen erbauten Kirchen der Ordenszeit behaupten sich auch unter diesen veränderten Verhältnissen; sie sind schön gegliedert und verhältnismäßig recht weiträumig. Dagegen erweisen sich die seit dem XVII. Jahrhundert errichteten, meist hölzernen Kirchen fast durchweg als unzureichend. So gelangen denn die Abbruchsanträge der Gemeinden zahlreich an den Provinzial-Konservator.

Die niedrigen und schmucklosen Fachwerkkirchen aus neuerer Zeit sind hierbei am meisten gefährdet. So wurden zwei derartige Kirchen im Kreise Neustadt ohne weiteres durch Neubauten ersetzt: die Pfarrkirchen zu Rheda, erbaut 1770, abgebrochen 1902, und zu Gohra, erbaut ca. 1820, abgebrochen 1911. Aber auch ältere Schurzholz-Kirchen, mit reicherer Anlage, mußten geopfert werden. So im Jahre 1903 die Kirchen zu Radomno (Kr. Löbau), erbaut 1702, und die besonders eigenartige zu Wielle (Kr. Konitz), erbaut 1733, etwas später dann die Kirche zu Mschanno (Kr. Strasburg), erbaut 1553 bzw. 1693. Als wichtige Baudenkmäler, als Raumschöpfungen künstlerisch wertvoll, waren zwei Bindwerkkirchen des Marienburger Kreises zu bezeichnen, die zu Gr. Lesewitz, erbaut 1711, abgebrochen 1902, und Katznase, erbaut 1706, abgebrochen 1907. Nur in dem letztgenannten Falle zwang die Baufälligkeit zum Neubau, bei den fünf zuerst genannten war die Forderung nach einer Verdoppelung oder Verdreifachung der Sitzplätze maßgebend.

Jedesmal wurde seitens der Denkmalpflege das Verlangen gestellt, die alten Ausstattungsstücke zu erhalten und in den Neubau zu übernehmen. Vollständig ist dies nur in Katznase durchgeführt (s. Bericht 1907, S. 12), aber mit gewissen Auslassungen doch auch in den anderen Kirchen. Der Widerstand der Gemeinden gegen die Erhaltung der Altäre gründet sich meist auf das schlechte Aussehen der oft dick überschmierten Schnitzereien und auf den Wunsch nach Symmetrie und Stileinheit. Künstlerisch sind diese Gründe nicht stichhaltig, und wenn die alten Altäre gut instand gesetzt (vgl. Bericht 1912, S. 11) im Neubau stehen, finden sie erfreulicherweise wieder Anklang bei ihren früheren Gegnern.

In Katznase ist das gesamte neue Gebäude eine Kopie des alten, in Wielle sind die Motive der Turmaufbauten an dem sonst massiven Neubau verwandt. Beide Male handelte es sich um Bauwerke von so ausgesprochener landschaftlicher Eigenart, daß die Erhaltung des alten Bagedankens erwünscht und zulässig war.

Im allgemeinen entspricht dies Verfahren aber nicht den heute gültigen Grundsätzen des architektonischen Schaffens und ist auch wegen der notwendigen Vergrößerung der Bauten undurchführbar.

Es verschwindet daher mit dem Abbruch alter Kirchen die Kenntnis ihres Aussehens aus der Erinnerung des Volkes.

Leider beschränkt sich die Verlustliste nicht auf die vorgenannten Bauten; es seien hier noch genannt die Kirchen zu Zlotterie¹⁾ (Landkreis Thorn), erbaut 1827, zu Königl. Neukirch (Kreis Konitz), erbaut 1658, und zu Lichtfelde²⁾ (Kr. Stuhm), erbaut 1793. Letztere brannte am 8. August

1912 nach einem Blitzschlage nieder. Dazu kommt noch der Abbruch der katholischen Pfarrkirche zu Jastrow (Kr. Dt. Krone), erbaut 1732, die ihrer baulichen Anlage nach zu den Landkirchen gehörte. Durchschnittlich gerechnet hat also seit 1902 jedes Jahr eine alte Kirche gefordert. Im Ganzen genommen haben wir hier doch eine beträchtliche Einbuße an Werken der Heimatkunst, die zu ernststen Besorgnissen Anlaß gibt. Auch jetzt schweben schon wieder Verhandlungen wegen neuer Abbrüche.

In dem soeben abgelaufenen Jahre wurde auch die katholische Pfarrkirche zu Zwiniarz (Kr. Löbau) umgebaut. Die alte Schurzholzkirche war ca. 1701 erbaut und innen durchweg bemalt mit lebensgroßen Apostelfiguren, die in der Zeichnung unbeholfen und bäuerisch, doch in der Farbenwirkung gut waren und mit den Altären zusammenstimmten.

Hier galt Dehio's Wort³⁾: „Will man heute echte Ensemblewirkungen sehen, so muß man sie schon in entlegenen Dorfkirchen aufsuchen.“

Da die Kirche jetzt viel zu klein geworden war, und der Kirchhof, in dessen Mitte die Kirche stand, die einzige brauchbare Baustelle für einen Neubau war, so wurde

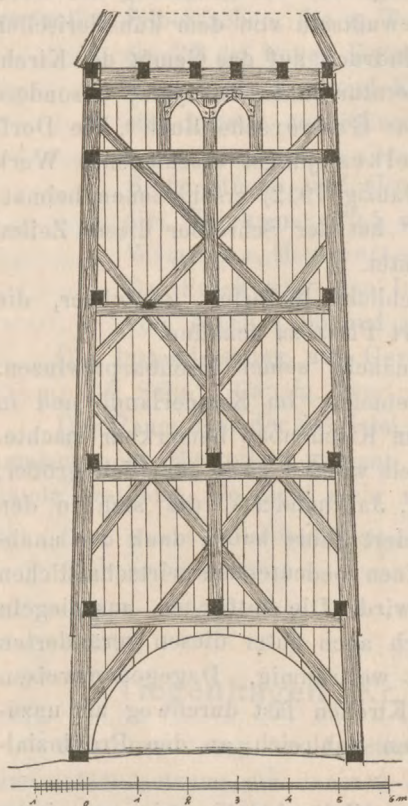


Abb. 9. Schnitt durch den Glockenturm in Zwiniarz. XV. Jahrhundert. (Die Anordnung der Verschalung ergänzt.) M. 1:200.

der Abbruch seitens der staatlichen Aufsichtsbehörde genehmigt. Der inzwischen ausgeführte massive Neubau enthält innen aber eine Schurzbohlenwand und soll Kopien der alten Apostelbilder erhalten, also doch einen Anklang an das Alte.

Westlich vor der Kirche stand ein geböschter hölzerner Glockenturm, dessen Zimmerung durchaus mittelalterliches Gepräge trug. Zur Erläuterung mögen hier die Worte eines Reiseberichtes vom Juni 1908 Platz finden:

„Der Glockenturm ist ein etwa 14 m hohes Gerüst von annähernd quadratischem Querschnitt, unten i. m. 4,85 : 5,13 m, oben 4,60 : 4,31 m weit innerhalb der Pfosten. Die Böschung ist also ostwestlich viel geringer (4,60 : 4,85) als nordsüdlich. Die vier Eckpfosten sind mächtige, behauene Stämme, noch ohne Sägeschnitt. Der nördliche hat 35 : 45 cm am Stammende, die Anblattung der drei Verriegelungen und der Streben zeigt ein System des Verbandes, wie wir es sonst nur an den ältesten Holztürmen der Provinz finden, in Fischau, Stüblau, Dt. Eylau u. a. — Vergl. meine Jahresberichte 1906 und 1907. Besonders eigenartig ist es hier, daß im Erdgeschoß keine Zwischenstiele vorhanden sind und daß oben die Schallöffnungen auf allen vier Seiten sehr

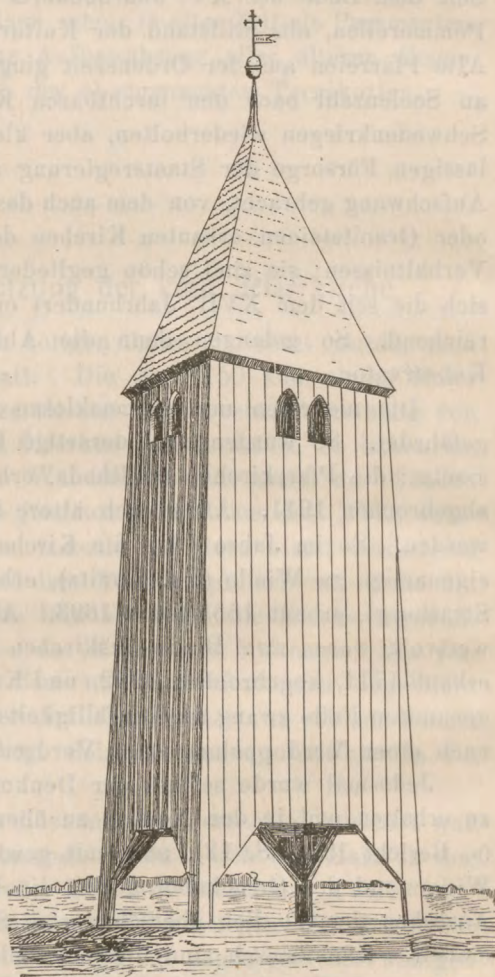


Abb. 10. Rekonstruktions-Versuch des Zwiniarzer Glockenturmes.

¹⁾ Mitt. des Copernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst zu Thorn. XIV. 1906. S. 3.

²⁾ Vgl. Bau- und Kunstdenkmäler, Band III, Seite 286.

³⁾ G. G. Dehio, Denkmalschutz und Denkmalpflege im neunzehnten Jahrhundert. Straßburg 1905. S. 22.

monumental durchgebildet sind. Die östlichen Luken sind halb durch das Kirchendach verbaut, auch ist der Turm dort, wo der Kirchengiebel anstößt, noch teilweise verschalt; der Abstand zwischen Turm und Kirche ist unregelmäßig, am Nordpfosten 67, am südlichen 25 cm. Alle diese Merkmale deuten darauf hin, daß der Turm viel älter ist als das Schiff und daß er — mit großer Wahrscheinlichkeit — einst freistand, unten nach allen vier Seiten laubenartig geöffnet, darüber verschalt. Die jetzige barocke Kappe hat man 1706 wohl aufgesetzt, als die Kaiserstielspitze verfault war.

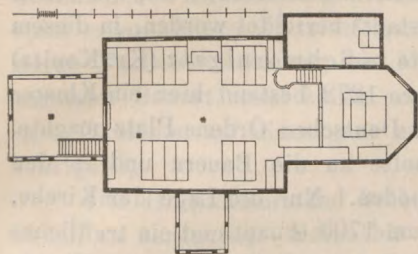


Abb. 11. Alte Kirche in Schwornigatz (Kr. Konitz). M. 1 : 400.

Für den Kirchenbau haben wir das Datum 1701. Für die frühere Baugeschichte ist die Kirchen-Visitation von 1669 wichtig (Fontes, VI—X, S. 407). Dort heißt es: „angusta est et humilis, anno 1599, vetustate fatiscens, resarcita iterum consenuit —“ und ferner: „anno restorationis supra memorato 1599“. Die Kirche war also 70 Jahre vor der Visitation schon restauriert, also mindestens um 1500 erbaut, eng und niedrig. Einiger Anzeichen dafür, daß der Turm einst frei stand, war schon gedacht. Eine weitere Bestätigung kann man in dem genannten Visitations-Protokoll finden. Der Turm wird dort nicht, wie sonst, gleich zum Anfange, beim Kirchengebäude beschrieben, sondern am Schluß, nachdem zuvor Pfarrhaus, Kirchen-kate, Spital, Schule und Kirchhof erwähnt sind. „Campanile sua gracilitate correspondet aedis mediocritati“ (l. c. pag. 413). Zu beachten ist, daß der Visitor die steinernen Kirchtürme „turris“ nennt, z. B. Löbau, Samplawa, Kasanitz u. a.; dagegen die hölzernen, sei es an Holz- oder Steinkirchen, nur Gockengerüst „campanile“.

Man muß sich dabei vergegenwärtigen, daß die ältesten massiven Dorfkirchen ganz turmlos sind, so z. B. Thorn-Papau und Griffen, denen erst jetzt Türme angefügt sind; Bischwalde und Birgelau sind noch heute turmlos u. v. a. Auch Dörbeck bei Elbing, eine ansehnliche Backsteinkirche aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, war bis 1905 ohne Turm, hatte aber einen hölzernen campanile, der einige Meter von ihr entfernt stand und noch heute steht. Er stammt noch aus gotischer Zeit, ist aber 1656 umgebaut. Dieses Glockengerüst ist turmartig und ähnlich wie das Zwiniarzer. Schlichter ist der campanile zu Bischwalde „campanile ab ortu ligneum et humile“, der tatsächlich nur ein erhöhter Glockenstuhl ist, unverschalt war und abseits vom Kirchengebäude steht. Auffallend ist die Ähnlichkeit dieser Anlagen mit den „Klockstapeln“ in schwedischen Kirchen, besonders in Småland, die neuerdings vom Jönköpinger Altertums-Verein veröffentlicht sind. Die von mir in Heft XIII der Bau- und Kunstdenkmäler abgebildeten Glockengerüste zu Montig, Tillwalde und Januschau, denen sich aus Ostpreußen noch Seubersdorf bei Osterode u. a. anfügen lassen, sind spätere aber gute Formen dieses Baugedankens, der noch im 19. Jahrhundert benutzt wurde, dann aber nicht mehr so monumental wie einst.

Im Zwiniarzer Turme haben wir daher ein kulturhistorisches Dokument, das für unsere Provinz von sehr hohem Wert ist und uns in die früheren Zeiten der Ordensbaukunst zurückführt.

Es wurde daraufhin höheren Ortes verfügt, daß der Turm erhalten und seitlich neben dem Neubau wieder aufgebaut werden sollte. Leider zwang der Zustand der Verbandhölzer, diese in der



Gulgowski phot.

Abb. 12. Alte Kirche in Schwornigatz (Kr. Konitz).

Substanz zu erneuern, so daß an dem jetzigen Bau nur die Art des Gefüges alt ist, Standort und Material sind neu, also ein ähnlicher Fall wie in Katznase. Immerhin ist von einem kulturhistorischen Denkmal gerettet, was zu retten war.

Der Vorgang, daß der Neubau der Kirche an anderer Stelle, wie die alte errichtet wird, war schon im Jahre 1908 von der katholischen Pfarrkirche in Rahmel (Kr. Neustadt) berichtet worden, in diesem Jahre ist nun auch der Neubau dort ausgeführt. In gleicher Weise konnte in Schwornigatz (Kr. Konitz) verfahren werden; der Ort hat seine eigene Geschichte¹⁾. Im Jahre 1272 bestand hier ein Kloster der Augustiner Eremiten, das im XIV. Jahrhundert einem Hofe des Deutschen Ordens Platz machte. 1382 verließ der Komtur von Schlochau den Acker des Ordenshofes an die Bauern und in den folgenden Zeiten verschwanden seine Baulichkeiten ganz vom Erdboden. Nur die Lage der Kirche, am Ostende, fast außerhalb des Dorfes, erinnert hieran. Diese ist um 1700 erbaut und ein treffliches Beispiel für die Ausnutzung heimischer Baustoffe: Die Fundamente sind aus Feldsteinen, die Wände aus Bohlen, die Dächer aus Schindeln und die Fußböden aus Dielen hergestellt. Die äußere Verschalung ist später zugefügt. Der Turm wurde 1740 angebaut. Die Altäre und das Kirchensilber sind freilich städtisches Erzeugnis, der Bau selbst ist aber ein echtes Werk der Heidebauern und für uns als Kulturdokument in dieser Landschaft doppelt wertvoll. Der Neubau wurde seitlich hiervon errichtet, so daß die alte Kirche stehen bleibt; auch sollen hier die Ausstattungstücke an ursprünglicher Stelle verbleiben.

Bei dem schon erwähnten Neubau der katholischen Kirche in Kgl. Neukirch (Kr. Konitz) wurden dagegen alle drei Altäre und eine Pietafigur des XV. Jahrhunderts in die neue Kirche übernommen.

Bezüglich dreier anderer Kirchen des Konitzer Kreises ist jüngst die Entscheidung über ihren Fortbestand gefällt. Es sind dies die katholischen Kirchen

- zu Schlagentin, Turm und Schiff erbaut im XVI. Jahrhundert, das Schiff erweitert 1741,
- zu Frankenhagen, aus dem XVI. Jahrhundert,
- beide aus Holzbindwerk errichtet, und die
- zu Görsdorf, im XIV. Jahrhundert massiv erbaut, im XVI. erweitert und mit dem jetzigen Holzturm versehen.

An allen drei Kirchen sollen nur die Türme erhalten bleiben, die mit ihren ausdrucksvollen wälschen Hauben für die äußere Erscheinung am wirkungsvollsten sind. Die Schiffe sollen fallen angesichts der Schwierigkeiten der Raumbeschaffung für die vergrößerte Seelenzahl. Frankenhagen und Schlagentin gehören zur Koschneiderei²⁾, einer volkscundlich bemerkenswerten Sprachinsel, in welcher sich seit dem XV. Jahrhundert die niederdeutsche Mundart³⁾ rein erhalten hat. Der aufmerksame Beobachter findet auch hier an der Bauart der Kirchen Besonderheiten heraus, Beziehungen zwischen dem Bauwerk und der Sinnesart der Bevölkerung.

Erwünschter als die Beschränkung auf einzelne zu erhaltende Teile sind immer noch die Erweiterungen, sofern nur das Gepräge des alten Kerns erhalten bleibt. Es war oben schon vom Erweiterungsbau der Kirche in Gorrenschin berichtet. An der Kirche in Ponschau (Kreis Pr. Stargard) hatte sich diese Erweiterung schon früher vollzogen. An die massive Kirche des XIV. Jahrhunderts wurde 1594 ein massiver Turm angebaut und 1702 wurden zwei Querschiffe angefügt. Als vorbildliche Lösung für derartige Aufgaben besitzt die Kirche daher Denkmalwert. Leider zeigten die Querschiffsgiebel erhebliche Risse und die Zunahme der Seelenzahl zwang zu einer Vermehrung der Kirchenplätze. Es wurden daher die Querschiffe abgebrochen und mit vergrößerter Grundfläche auf sorgfältig hergestelltem Fundament wieder aufgebaut, das südliche 1911, das nördliche 1913. Die alte Architektur wurde wiederverwandt, auch die alten sehr eigenartigen Dachstühle blieben erhalten. Im Zusammenhang damit erfolgte eine allgemeine Instandsetzung der Kirche, Verbesserung des Aufganges zur Orgelempore, Wiederherstellung des Westportals usw., die unter Leitung des Königlichen Hochbauamts Pr. Stargard ausgeführt wurde.

Verwandt mit den kirchlichen Baudenkmalern sind auch die Spitäler, weshalb das alte Klosterhospital an der Cöllner Chaussee zu Oliva hier Erwähnung finden mag. Es ist ein schlichter Putzbau mit acht gewölbten Zellen und einer kleinen Kapelle, umgeben von einem Gärtchen. Zur Zeit des

¹⁾ Bau- und Kunstdenkmäler. Band I. S. 361.

²⁾ Mitteilungen des Copernicus-Vereins. Thorn. Heft XVI. 1908. S. 35 und Heft XXI. 1913. S. 55.

³⁾ August Semrau, plattdeutsche Gedichte in Koschneider Mundart. Konitz [1908],

Abtes Alexander Kensowski (1641—1667) wurde es für die Untertanen aus den Klostergütern gestiftet¹⁾ und 1742, wie die Zahl in der Wetterfahne besagt, renoviert. Noch jetzt dient es seinem alten Zweck, wenn auch das Kloster längst aufgehoben ist. Neben der künstlerisch so anheimelnden Erscheinung dieses sogenannten „Lazarus-Häuschens“ ist es seine Eigenschaft als Beispiel einer kleinen Spitalanlage, die ihm Denkmalwert verleiht. Von den zahlreichen Dorfspitalern, deren Vorhandensein aus den Visitations-Protokollen bezeugt wird, ist in alter und zugleich monumentaler Bauart sonst keines mehr erhalten und die großen städtischen Spitäler zu Danzig, Elbing u. a. O. stehen auf einer ganz anderen Stufe. Deshalb ist das Olivaer Spital für Westpreußen jetzt einzigartig.

Der Hospitalvorstand beabsichtigte mit dem gesamten Grundstück auch das Gebäude zum Abbruch zu verkaufen. Daraufhin verfügte der Herr Minister, daß mit Rücksicht auf den geschichtlichen und Denkmalwert die Genehmigung zum Verkauf bzw. zum Abbruch des Gebäudes nicht erteilt werden kann.

Vorstehende Zeilen, in denen Unterlassungen aus den letzten Jahresberichten nachgeholt sind, mögen davon Rechenschaft geben, daß die westpreußische Denkmalpflege bemüht ist zu erhalten, was nur irgend zu erhalten ist. Nicht der Einzelfall darf jeweilig beurteilt werden, sondern die Stellung einer jeden Kirche zum gesamten, sich bisher stetig verringernden Denkmälerbestande der Provinz: dann wird es hoffentlich möglich sein, die Verlustliste der Holzkirchen abzuschließen und das, was noch steht, dauernd zu erhalten.

9. Erhaltung alter Kirchenglocken.

Während die Ausstattungsstücke aus Geweben, Holz oder Stein sich immer noch ausbessern und daher als Gebrauchsgegenstand oder Schaustück weiter verwenden lassen, fehlte es früher ganz an Methoden zur Ausbesserung gesprungener Glocken. Auch die neuerdings ersonnenen Verfahren werden nur von den im Westen wohnenden Gießern ausgeübt, so daß die hohen Transportkosten meist die Instandsetzung alter Glocken verhindert haben. Durch den Umguß gehen aber wichtige Geschichtsquellen zu Grunde, und zugleich Zeugen alter Gießkunst, die auch nach ihrem Verstummen durch ihre edle Form noch das Auge erfreuen. Wertvoller als die schriftliche Aufzeichnung in den Akten bleibt immer die Anschauung des Gegenstandes selbst. Bei den im vorigen Abschnitt genannten Kirchenneubauten, so in Gohra, Rahmel, Schwornigatz u. a. war es fast durchweg möglich, die alten Glocken in den Neubau zu übernehmen.

Beim Neubau der katholischen Pfarrkirche in Czersk (Kr. Konitz) an Stelle eines älteren Gebäudes von 1848, kam auch die Glockenerhaltung zur Erörterung; es waren dort eine ganz neue Glocke von 1879, eine 1848 von Heinrich Zeller in Schlochau und eine 1736 von Immanuel Wittwerck in Danzig gegossene. Während die beiden erstgenannten ohne Denkmalwert waren, mußte auf die Erhaltung der ältesten Gewicht gelegt werden; der Meister war der letzte Sproß einer in Danzig fast ein Jahrhundert lang tätigen Gießfamilie. Sie dient jetzt als Signaturglocke.

In Königl. Neukirch (Kr. Konitz) hingen zwei Glocken, eine größere, unversehrte, die 1770 Carl Gottfried Anthony aus Danzig [seit 1766 Bürger und Meister daselbst] gegossen war, und eine kleinere gesprungene 1676 von Michael Weinhold zu Danzig [Meister von 1652] gegossene. Bezüglich der ersteren konnte es als ausreichend erachtet werden, die Inschriften und Ornamente abzureiben und abzudrücken; dem Umguß wurde dann zugestimmt. Unerwartet ergab sich dann die Möglichkeit ihrer Erhaltung, da die benachbarte Landgemeinde Lottyn sie als Kirchhofsglocke kaufte. Dagegen mußte bezüglich der älteren, die bis jetzt das einzige erhaltene Werk Weinholds ist, die Erhaltung gefordert werden; sie hängt demgemäß jetzt im Kirchenboden als Erinnerungsstück.

In Mszanno (Kr. Strasburg) hing eine Glocke des XIV. Jahrhunderts mit der Inschrift: *orex glorie criste venv cum pace . ave . maria .* Da die Glocke einen Sprung hatte und bei 0,56 m Durchmesser geringen Metallwert besaß, so konnte sie als Denkmal aus der Ordenszeit 1907 für die Sammlungen der Marienburg erworben werden.

¹⁾ Vergl. Kretzschmer, Die Cisterzienser-Abtei Oliva. Danzig 1847. S. 76 und 91.



Im Turme der evangelischen Kirche zu Neumark (Kr. Löbau), die 1911—1912 durch einen Neubau ersetzt wurde, hing eine Bronzeglocke mit der Minuskelschrift „**hilf got maria berot**“; bei 0,98 m Durchmesser hatte sie nur 0,53 m Höhe, war also Uhrglocke und jedenfalls von dem alten Rathause der Stadt, das seit 1598 als lutherisches Bethaus diente. Als älteste Uhrglocke der Provinz, aus dem XIV. Jahrhundert, wurde auf ihre Erhaltung besonderer Wert gelegt; sie hängt jetzt wieder im Geläute der neuen Kirche. Außerdem besaß die Gemeinde noch eine 1838 in der Königlichen Eisengießerei in Berlin gegossene Eisenglocke. Jeglicher Kunstwert fiel hier fort. Dagegen ist sie ein ehrendes Zeugnis für die geldknappe Zeit nach 1815, in der Preußen durch eiserne Sparsamkeit die Verluste der napoleonischen Zeit überwand. Glocken dieser Art sind noch mehrfach vorhanden, aber nicht zahlreich. Auf Vorschlag des Berichterstatters wurde deshalb auch diese Glocke erhalten und als Schaustück aufgestellt.

In Gr. Gartz (Kr. Marienwerder) wurde durch einen Sprung die größte Glocke unbrauchbar. Sie ist 1676 durch den Lothringer Johannes Breutelt gegossen und zeichnet sich durch besondere Schönheit des bildnerischen Schmuckes aus. Nachdem ein Ersatz für das Geläut beschafft war, kam 1912 die Verwertung des alten Metalls in Frage. Der Provinzial-Konservator empfahl den Beteiligten, die Glocke in Gr. Gartz zu erhalten als Geschichts- und Kunstdenkmal, wonach denn auch verfahren wurde.

In Pehsken (Kr. Marienwerder) hatte das Geläut neben einigen neueren Glocken eine alte vom Jahre 1565. Die Gemeinde ließ jetzt ein vollständig neues Geläut durch Schilling-Apolda gießen und wollte dazu auch die alte, noch unversehrte Glocke mit einschmelzen lassen. Hiergegen mußte Einspruch erhoben werden. Die Glocke, die einen Durchmesser von 0,83 m hat, ist von „Herman Benninck in Danzig“ gegossen und zeichnet sich durch den richtig verteilten, schön geformten Schmuck aus, in den Masken der Bügel, am Spruche und in der Kartusche mit dem Gießernamen. Unter den Danziger Rotgießern nimmt Hermann Benning, der 1562 Meister wurde und bis 1592 tätig war, eine sehr angesehene Stelle ein. Die Glocke besitzt daher in jeder Hinsicht Denkmalwert, und wird daher in der Vorhalle als Schaustück verwahrt, nachdem die Königliche Regierung die Genehmigung zur Veräußerung versagt hatte.

In Riesenburg war aus einer 1689 von dem Danziger Meister Absalon Wittwerk gegossenen Glocke ein Stück ausgeschlagen. Die Glocke war nach dem Brande von 1688, der die alten Glocken zerstört hatte, neu gegossen und trägt das Riesenburger Stadtwappen; auf einer zweiten Glocke findet sich neben dem Stadtwappen noch der Namenszug des Kurfürsten Friedrich III. Während also die letztere Glocke mit Kurfürstlicher Beihilfe gegossen wurde, ist die jetzt gesprungene allein aus Mitteln der Gemeinde beschafft. Wegen dieser geschichtlichen Beziehungen die sich aus den Wappen ergab, wurde die Erhaltung der Glocke vorgeschlagen. In der Werkstatt der Firma F. Schilling in Apolda wurde nun ein Ersatzstück in die Fehlstelle eingeschweißt, wodurch die Glocke ihren alten vollen Ton wiedererlangte, ohne daß ein Umguß nötig geworden wäre.

Für die zweckmäßige Behandlung der Glocken sei noch an einige altbekannte praktische Regeln erinnert:

1. Bei Erneuerungen des Leders am Klöppelgehänge wird dies oft zu kurz oder zu lang bemessen, so daß der Klöppel nicht an die dickste Stelle der Glocke schlägt. Im ersteren Falle entsteht leicht ein Sprung, im letzteren wird ein Stück des Randes ausgeschlagen.
2. Der Klöppel wird zuweilen zu schwer angefertigt, schlägt also zu stark auf die Glocke. Nach Otte soll er aus weichem Eisen geschmiedet sein und — bei Glocken von mehr als 50 kg Gewicht — auf je 50 kg Glockengewicht 1,25 kg Eisen haben. Der Ball des Klöppels muß durchaus glatt sein.
3. Das Joch muß durchaus wagerecht gelagert, die Glocke lotrecht aufgehängt sein, damit der Klöppel richtig anschlägt.
4. Übermäßig rasches Läuten ist stets schädlich, besonders bei großer Kälte. Es darf deshalb auch kein Schnee und keine Eiskruste auf der Glocke geduldet werden.
5. Stark durchgeschlagene Glocken müssen gedreht werden.

Zur weiteren Orientierung über diese Fragen sei verwiesen auf die „Glockenkunde“ von Heinrich Otte, 2. Aufl. Leipzig 1884, Kapitel VI und das gleichnamige Buch von Karl Walter, Regensburg und Rom 1913, wo im 8. Abschnitt ein sehr beherzigenswerter Erlaß des erzbischöflichen Generalvikariats in Köln vom Jahre 1895 über die Behandlung von Kirchenglocken abgedruckt ist.

Kaum ein anderes kirchliches Gerät übt eine solche Macht auf das Gemüt des Menschen aus, wie die Glocke; zahllose Volkssagen bestätigen das immer wieder. Ihre Inschriften sind wertvolle Geschichtsquellen, ihr Metall ist ein beträchtliches Vermögensobjekt für die Gemeinde. Alles sind Gründe, welche zu sorgfältiger Pflege und Erhaltung der Glocken mahnen. Vermeiden jeder Beschädigung ist die erste Pflicht, sodann ist die Reparatur der Schäden anzuraten. Der Wunsch, statt kleinerer Geläute ein größeres zu beschaffen, oder Disharmonien auszugleichen, führt öfter dazu, alte Glocken auszusondern. Bekanntlich ist der Ton abhängig von der Rippe und von der Metallzusammensetzung, und da die letztere bei alten Glocken nicht immer genau bekannt ist, hat das Einfügen einer neuen Glocke in alte Geläute immer Schwierigkeiten. In diesen Fällen wäre die Erhaltung alter Glocken als Schaustück zu empfehlen; wenn irgend möglich, in der Heimatkirche selbst, andernfalls in einem größeren Museum. Bei gutem Willen wird es fast immer zu erreichen sein, daß die alten Glocken nicht im Schmelzofen zu Grunde gehen.

10. Das Denkmalarchiv.

Am 24. September 1913 fand in Dresden unter dem Vorsitz des Geheimen Oberregierungsrats Dr. Genthe der 1. Deutsche Denkmalarchiv-Tag statt. Der Geheime Archivrat, Professor Wolff-Potsdam, hielt einen ausführlichen Vortrag über „Denkmalarchive“, der inzwischen auch im Verlage von Wilhelm Ernst & Sohn-Berlin im Druck erschienen ist. Die sehr anregenden Ausführungen des Referenten gaben einen geschichtlichen Überblick über diese Frage und schilderten dann eingehend das Wesen und die Erfordernisse eines größeren D.-A. unter steter Bezugnahme auf das vom Vortragenden jetzt eingerichtete D.-A. der Provinz Brandenburg; in der darauf folgenden Debatte wurden noch einige Sonderfragen ausführlicher erörtert. Wolff ging hierbei von der Auffassung aus, daß bisher nur fünf Denkmalarchive in Deutschland beständen, in Berlin, Bonn, Darmstadt, Dresden und Straßburg, und drei D.-A. im Entstehen seien, in Baden, Bayern und Württemberg. Zur Ergänzung des Wolffschen Vortrages muß hier festgestellt werden, daß auch in anderen preußischen Provinzen D.-A. bestehen und in den Jahresberichten der Provinzial-Konservatoren auch häufig erwähnt werden.

In Westpreußen wurde die Begründung eines Denkmalarchives durch die Kommissions-Sitzung vom 7. Dezember 1903 beschlossen, so daß wir jetzt bereits eine zehnjährige Arbeit auf diesem Gebiete hinter uns haben. In den Kommissions-Voranschlägen standen hierfür jährlich 500 M. zur Verfügung.

Den Grundstock bildete das bei der Inventarisierung der Bau- und Kunstdenkmäler gewonnene Material, wobei es sich leider ergab, daß die wertvollen Handzeichnungen Heise's in der vierjährigen Vakanz nach seinem Tode verloren gegangen waren; nur die photographischen Negative und Abzüge und die Druckstöcke waren erhalten. Alles, was seitdem für die Inventarisierung beschafft wurde, ist vollzählig im Denkmalarchive vorhanden. Daneben wurde von Anfang an darauf Bedacht genommen, Aufnahmen aus allen den Gebieten zu beschaffen, die bisher von der Inventarisierung garnicht oder nur ungenügend erfaßt waren. Diese sind: die Bauernhäuser, die Bürgerhäuser, die Stadtbefestigungen, die Holzkirchen, die Kirchenausstattung des Barock und Rokoko und endlich die Malerei und Plastik des 14. und 15. Jahrhunderts. Dieses systematische Sammeln trug den beschränkten Mitteln der Provinz Rechnung und ermöglichte es, das wissenschaftliche Rüstzeug für die Denkmalpflege zu gewinnen. Andererseits konnte man dabei auf diejenigen Stoffe zum größten Teil verzichten, die schon in anderen, leicht zugänglichen Sammlungen vorhanden sind; ich nenne nur die fast lückenlose Reihe von Aufnahmen der Ordensburgen in dem Archive der Königlichen Schloßbauverwaltung zu Marienburg und die Danziger Ansichten in der Stadtbibliothek¹⁾ daselbst. Auch der Copernikus-Verein zu Thorn besitzt eine sehr bedeutende Sammlung von Aufnahmen und alten Abbildungen thornischer Baudenkmäler. Dagegen wurde auf den Erwerb aller älteren gedruckten Ansichten westpreussischer Städte und Kunstdenkmäler aus der Zeit vor Erfindung der Photographie besonderer Wert gelegt. Leider ist ihre Zahl nie groß gewesen, wenn man von Danzig, Elbing, Marienburg und Thorn absieht.

¹⁾ Schwarz, Katalog der Danziger Stadtbibliothek. Band VI. Danzig im Bilde. Ebenda 1913.

Neben der Ansammlung durch Ankauf flossen dem D. A. von Anfang an sehr namhafte Geschenke zu; Privatpersonen und Behörden haben sich hieran gleichmäßig beteiligt. Besonderer Dank gebührt dem Herrn Minister der geistlichen Angelegenheiten, der schon 1908 eine größere Zuwendung gemacht hatte und nun am 12. April d. Js. U IV. 6882 eine Sammlung von 110 Photographien und Zeichnungen, meist aus Marienburg, Danzig und Elbing, überwies. Gleichzeitig wurden von ihm 17 Blatt Originalzeichnungen zu dem 1885 erschienenen Werke von C. Steinbrecht, „Thorn im Mittelalter“ dem D. A. überwiesen. Unter den Geschenkgebern des abgelaufenen Jahres befinden sich die Herren Pfarrer Klotz-Wossitz und Papenfuß-Gr. Peterkau, Geheimrat Steinbrecht, Regierungs-Baumeister Becker-Neuenburg und Westphal-Dt. Krone, Professor Semrau-Thorn, Buchhändler H. Hemmpel-Marienburg, Maler Fahlberg und Dr. ing. Mäkelt-Berlin. Der Magistrat in Graudenz überwies in dankenswerter Weise eine größere Zahl von Aufnahmen alter Architekturdenkmäler seiner Stadt. Herr Regierungs-Baumeister Kromphardt-Konitz übersandte Abreibungen, Abgüsse und Abdrücke der Inschriften und Zierrate einer Glocke in Kgl. Neukirch.

Der gegenwärtige Bestand des Denkmalarchivs, das z. Zt. in den angemieteten Amtsräumen des Provinzial-Konservators, Marienburg, Mühlengasse 19, untergebracht ist, gliedert sich folgendermaßen:

1. Alle Drucke, Zeichnungen und Photographien sind geographisch nach Kreisen geordnet, und zwar in zwei Gruppen von Mappen,
 - a) Foliomappen 28:36 cm, in einem Aktengestell,
 - b) Mappen größeren Formates und große Einzelblätter in Schubladen eines besonderen Schrankes.

Nur die farbigen Aquarell-Aufnahmen und die Photographien mittelalterlicher Plastik und Malerei sind in besonderen Mappen sachlich geordnet.

2. Photographische Negative, in Pappkästen geordnet,

Format 13:18	mit 627 Platten
„ 16:21	„ 99 „
„ 18:24	„ 262 „
in anderen Formaten	45 „
desgl.	50 Filme

zusammen 1081 Negative.

3. Druckstöcke, in Pappkästen nach Kreisen und nach den Heften der einzelnen Veröffentlichungen geordnet. Die Druckstöcke für Heft 1—11 der Bau- und Kunstdenkmäler und für einige Hefte der Abhandlungen zur Landeskunde werden im Landeshause zu Danzig verwahrt, alle anderen in Marienburg, nämlich die für Heft 12 u. ff. der Bau- und Kunstdenkmäler, für die Jahresberichte der Denkmalpflege und einige kleine Sonder-Veröffentlichungen des Provinzial-Konservators.

Das gesamte Denkmalarchiv, das zu dem Dienstinventar des Provinzial-Konservators gehört, ist Eigentum des Provinzial-Verbandes. Eigentumsrechte hieran werden staatlicherseits nicht beansprucht. (Min.-Erlaß v. 17. Dezember 1903. U IV a Nr. 7078).

Ein weiterer Ministererlaß, der vom 6. Mai 1904 (M. d. g. A. U IVa Nr. 7712^{II}, M. d. öff. Arb. III Nr. 4909^I), regelt die Beziehungen zur Allgemeinen Bauverwaltung. Es heißt dort unter Nr. 5: „wenn Aufnahmen und Entwurfzeichnungen in doppelter Ausfertigung vorhanden sind, so sind die Duplikate nach Beendigung der Bauausführung dem Denkmäler-Archiv des Provinzial-Konservators zuzuführen, ebenso sämtliche etwa verfügbaren photographischen und zeichnerischen Aufnahmen von Denkmälern, welche zum Abbruch kommen. — Die Benutzung des Denkmäler-Archivs bezüglich solcher Aufnahmen steht der Königlichen Regierung und ihren Beauftragten jederzeit frei.“

Bisher sind derartige Überweisungen nur in geringer Zahl vorgekommen.

Im Allgemeinen wird die Benutzung allen Behörden und allen Privatpersonen gestattet, die an der Erhaltung eines bestimmten Denkmals beteiligt sind, ferner in allen den Fällen, wo ein wissenschaftliches Interesse vorliegt.





ELBLĄG

WOJEWÓDZKA
BIBLIOTEKA PUBLICZNA

XV